

Fritz Marti

Autor(en): **Amberger, Olga**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des Brandes gab, war nur ein Glied in der unendlichen Kette von Geschicknissen. In diesem Kriege kämpft das Germanentum gegen das Slaventum, Deutschland und England streiten um die Vorherrschaft auf dem Meer, in Frankreich lebt der Revanchegebanke wieder auf. Gegen die frische Macht der Germanen kämpft das unzivilisierte Barbarenvolk der Russen im Bunde mit der aussterbenden Kulturnation der Franzosen. So verkünden die Zeitungen. Aber ist dem wirklich so? Auch in Frankreich wirken — trotz manchen Degenerationsercheinungen — noch lebensvolle Kräfte. Auch in dem machtvoll sich entwickelnden Deutschland haben sich weichlicher Luxus und Schlemmertum mancherorts eingenistet. Kämpft nicht das Deutschland verwandte Volk der Engländer an der Seite der Franzosen? Rassepolitische Erwägungen führen nicht zur Beantwortung unserer Frage, zum mindesten nur in unvollkommenem Maße.

Von einem sind wir fest überzeugt: Die breite Masse des Volkes ist überall gegen den Krieg. Sie empfindet keinen Haß gegen das Nachbarvolk, politische Aspirationen sind ihr fremd. Es mag so scheinen, als liege in solchen weltgeschichtlichen Augenblicken die gesamte Gewalt über Leben und Tod des einzelnen in den Händen der Staatslenker und Diplomaten — der fortschreitenden demokratisierenden Entwicklung unserer Staatswesen zum Troß. Aber die Geschichte der Staaten ruhen wohl nur scheinbar bei diesen Männern, deren Handeln bestimmt wird oder zum wenigsten mitbestimmt wird durch Einflüsse, deren Natur und Stärke wir nur zu ahnen vermögen. Wir werden nie Genaueres darüber erfahren, in welchem Maße die Kriegstürmer des Offiziersstandes — deren es zweifellos in jedem Staate eine gewisse Anzahl gibt — oder maßgebende Persönlichkeiten des Handels und der Industrie auf die Entschlüsse der Regierungen eingewirkt haben. Vielleicht werden spätere Generationen aus den Aufzeichnungen unserer handelnden Zeitgenossen den wahren Verlauf der Dinge erkennen.

Und noch ein Gedanke durchzuckt uns: Von Jahr zu Jahr haben alle Großstaaten Europas in unheimlichem Wettbewerb ihre Kriegsrüstungen vermehrt, dem Volk ungeheure Lasten zugemutet. Zweifelnde Fragen sollte der Hinweis auf jene alten Worte beschwichtigen: Si vis pacem, para bellum. Ihre Wahrheit glaubten wir damals bei der Annexionskrise erkannt zu haben, als das wohlgerüstete Deutschland sich entschlossen an die Seite seines Bundesgenossen Oesterreich stellte und die Mächte der Entente den Kampf nicht wagen wollten. Und heute? Heute dienen zum Fluch der Menschheit alle jene raffinierten Mittel zur gegenseitigen Vernichtung ihrem eigentlichen Zweck.

Wir sehen in allen kriegführenden Ländern eine unendliche Kriegsbegeisterung. Die Völker Oesterreichs, die sich jahrzehntelang in unfruchtbarem grimmigem Nationalitätenhader befehdeten, kennen heute nur ein einheitliches Staatsbewußtsein. Hunderttausende sind bereit, freiwillig Gut und Blut für ihr Vaterland hinzugeben. Ein friedliebendes Volk verwandelt sich von heute auf morgen in ernstem Jubel in ein Volk von Kriegern. Dieser Aufschwung der Volksseele hat etwas Ergreifendes. Jede Nation kämpft für ihre „gerechte Sache“. Aber der einzelne vermag das Weltbild nicht zu überblicken. Ihn besetzt der Pflichtgedanke, das eiserne Gebot, dem Vaterland Opfer zu bringen.

Nun werden wir tagtäglich die Nachrichten über kriegerische Ereignisse erhalten. Wir werden hören, wie Tausende braver

Soldaten an einem Tage vor den Geschüßen des Gegners verbluten. Aber nun vernehme ich zufällig das Schicksal eines einzelnen. Ein Bürger von Breisach hatte seinem Sohn nach Paris geschrieben, er möge dort bleiben und sich nicht zum Kriegsdienst stellen. Der Brief wird von der Militärbehörde erbrochen. Man fragt den Vater, ob er seine Schrift anerkenne, und er kann es nicht leugnen. Er wird sofort standrechtlich erschossen und sühnt so den feigen Rat, den er in besten Absichten gegeben. Dies Einzelschicksal zeugt mehr von der ehernen Wucht der Geschicknisse als die Niederlage eines ganzen Regiments.

Guy de Maupassant schildert uns in einer kleinen meisterhaften Novelle „Deux amis“ das Schicksal zweier Pariser im Siebzigerkrieg. So gut ich es vermag, will ich hier deren Inhalt mitteilen. Die Herren Morissot und Sauvage pflegten vor dem Kriege jeweilen Sonntags am Seineufer nahe bei Paris zu fischen. Während der Blockade durch die Deutschen treffen sie sich an einem Januartag zufällig auf dem Boulevard und erinnern sich mit Vergnügen jener schönen Sonntage. Plötzlich packt sie der tolle Wunsch, trotz der trüben Kriegszeit an ihrem Lieblingsplätzchen zu fischen. Die französischen Vorposten mit der Erlaubnis eines Obersten passierend, gelangen sie nach der Stelle. Kaum haben sie sich eine Weile unter leichtem Geplauder ihrem harmlosen Vergnügen hingegeben, werden sie von vier deutschen Soldaten überrascht, die sie zu ihrem Offizier bringen. Liebenswürdig fragt dieser: „Eh bien, meine Herren, Sie machten wohl einen guten Fang?“ und erklärt kurz: „Für mich sind Sie Spione. Ich verhafte Sie und lasse Sie füttern. Offenbar haben Sie den Fischfang gewählt, um Ihre Pläne besser zu verdecken. Nun sind Sie zu Ihrem Unglück in meine Hände gefallen. Aber so ist nun einmal das Kriegsrecht. Da Sie aber die französischen Vorposten passiert haben, kennen Sie sicher das Paßwort zur Rückkehr. Teilen Sie mir dieses Paßwort mit, und ich lasse Gnade vor Recht ergehen.“ Die Freunde zittern am ganzen Leibe. Vor Bestürzung bringen sie kein Wort über die Lippen. Auch trotz wiederholter Aufforderung nicht. Da machen sich zwölf Soldaten schußbereit. Noch einmal lallt Morissot: „Adieu, Monsieur Sauvage!“ und Sauvage: „Adieu, Monsieur Morissot!“ So sterben sie vor den Gewehren der deutschen Soldaten. Der deutsche Offizier aber läßt sich seinen Burfschen die gefangenen Fische baden und raucht ruhig seine Pfeife weiter.

Wir Schweizer werden von diesem Weltkrieg aller Voraus-sicht nach verschont bleiben. Aber wir spüren ihn alle am eigenen Leibe. Handel und Verkehr stockt. Verdienstlosigkeit und Elend herrschen auch bei uns, und es werden vielleicht Jahre vergehen, bis die Wunden wieder vernarbt sind. Wir wissen es alle, daß uns der Platz des Zuschauers auf dem Kriegstheater nicht umsonst zufällt.

Aber diese schweren Zeiten einigen das Volk. Das Gefühl der Solidarität erstarkt. Wir fühlen nicht mehr das Trennende der Partei und der Konfession. Unsere vornehmste Pflicht ist die Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen.

Es wächst aber auch das Mitgefühl für das kriegführende Volk der Nachbarstaaten. Es gilt dem Deutschen, der, von allen Seiten bedrängt, todesmutig in den Kampf zieht, in gleicher Weise aber auch dem Franzosen, den das Schicksal in diesen unglückseligen Krieg hineingezogen hat. So leuchtet ein Schimmer warmer Humanität auch in diese Tage des Grauens und des Elends.

Otto Brandenburger, Zürich.

† Friß Marti*).

Mit Bildnis.

Es haben sich zwei gute treue Künstleraugen sterbend geschlossen. Friß Marti ist in der achten Augustnacht entschlafen. Die Schweiz hat einen ihrer Dichter hergeben müssen, unsere Literatur einen Meister.

Niemand braucht es zu verbergen, wenn ihm jetzt eine Träne im trauernden Auge hängt deswegen. Ach, wie wird die ganze blaue Gotteswelt so unbegreiflich dumpf und dunkel,

*) Bgl. auch „Die Schweiz“ X 1906, 70 ff.



Ferdinand Hodler.

Studie zum „Ausbruch der Berner Studenten“.

In Zürcher Privatbesitz.

Mit Genehmigung des Verlages R. Piper & Co., München.

wenn ein Guter sie verlassen hat! Und daß dieser scheinbar das saftvolle Leben selber darstellende Körper schon mit 48 Jahren durch eine todesbittere Krankheit erwürgt wurde, das ist das Ergreifende in diesem Schicksal. Vom geliebten reichen Arbeitstische weg mußte er gehen, noch hoch beladen mit geistigen Plänen. Tragisch ist es! Neben seinem Lager im weitauschauenden Heim am Zürichberg hielt sich seit Wochen der Tod. Der tapferere Kranke ahnte nicht, was seine Nächsten und Freunde wußten. Seine Zuversicht auf die beglückende Genesung wartete keinen Augenblick. Selbst zwischen arger Atemnot äußerte er zu seiner ihn innig verstehenden Gattin, er habe in der Stille an seinem neuen Roman, der sein Inneres bis in die Fingerspitzen erfüllte, gewoben. Nicht das allein! Auch der schreckliche Krieg, der unser Land umflammt, bewegte seinen Geist und seine warme, edle Seele, die das Vaterland heiß und heilig liebte. Er hat den weltgeschichtlichen Schritt des beginnenden Völkerkampfes noch erlebt, der unerbittliche, bange Weitergang bleibt nun tröstlich seinem weichen Gemüte für immer versiegelt. Daß er in solcher Zeit nicht auf der Redaktion seiner „Neuen Zürcher Zeitung“ sein konnte, darum litt er in schmerzlichen Sinnen.

Er hat in den letzten Jahren in ungeduldigem Schaffensdrang an ein Drama gedacht, das einen schweizerischen Stoff aus der wirksamsten Gegenwart — solange sie noch vom Frieden umgeben war — ausbreiten sollte. Ja, es war in einem knappen Entwurf schon aufgezeichnet; er wollte darin an so vieles im Heimatlande rühren, das sich im beobachtenden Leben in ihm aufgestapelt hatte.

So bleibt denn das seltsam Anziehende des Unerfüllten darüber liegen. Doch davon ist jetzt weniger zu reden als von seinen Werken, die offenbar geworden sind. Seine — meisterlich wenigen — Bücher sind heute als Vermächtnis ein noch kostbareres Gut geworden. Sie enthüllen, wie keine Biographie es könnte, sein eigenes Jugend- und Jünglingsleben. Kennt man sie, so weiß man um dieses Dichters Dasein und Werden. Man könnte immerfort zittern daraus.

Ernst und äußerlich arm waren im aargauischen Dorfe Othmarsingen seine Kindertage, während denen „oft nicht einmal genug spärliches Brot im Kasten lag“. Aber umso tiefer und breiter war das inwendige Sammeln und Weben des Knaben, der mit seinen sonnigen Träumeraugen einsam und sehnsüchtig die wunderfame Schönheit austrank, wo sie zu finden war. Seine Mutter aber war der gute Stern und der helle Sonntag in seiner Jugend; von ihr hat er sein Bestes mitbekommen. Gleich in seinen ersten Versuchen „Schmerzfinder“ hört man von ihr, ebenso wie in der weiteren vollgültigen Dichtergabe „Das Vorspiel des Lebens“, der wunderbaren Kette von Kindergeschichten. Die Schweizer Bauernkindergeschichten galten etwas von jeher. Und bei Fritz Marti kommt das gewinnende Merkmal dazu, daß im kleinen Helden seines Buches der Dichter selbst zu sehen ist. Diese innerliche, vornehme, warmblütige Knabengestalt ist Fritz Marti. So ist er gewesen. Er brannte voll leidenschaftlichen stolzen Schmerzes über alle Ungerechtigkeit in der Welt. Von seiner überaus zart empfindenden Psyche zeugten nicht nur seine still leuch-

tenden Augen, sondern auch seine reiche sanfte Stimme in herzlicher Weise, und man fühlte sich einem tiefen Gemüte gegenüber, das unter den sichtbaren Nadelstichen des wehen Menschenzweispaltes scheu erbeben konnte. Aber sein Wille war mutig, und er hat es durchgesetzt trotz herben Mühen und Nöten, stets lächelnd der Sonne und der Hoffnung zugewandt, die höheren Schulen zu besuchen und sein Sekundarlehrerpatent zu erringen. Und schließlich unternahm er die Tat, sich als freier Schriftsteller durch die harte Zeit hindurchzuschlagen bis zum bedeutungsvollen Lebensabschnitt, als er am 1. Oktober 1899 an die Feuilletonredaktion der „Neuen Zürcher Zeitung“ gerufen wurde. Seine Stellung dort war beneidenswert groß und verantwortungsvoll. Er hat sie feinsinnig, geistvoll, rein und stark ausgefüllt. Und er blieb so schlicht dabei.

Wieviel er als Mittelpunkt für die schweizerische Literatur aufopfernd geleistet hat, das wissen wir alle.

Unendlich viele haben ihm unendlich viel zu danken!

Ringende, werdende Dichter und Schriftsteller hat er erspäht und emporgezogen, nicht das winzige Talentlein war ihm zu gering, wenn sein Entdeckerblick eine Erwartung oder den Weg weit aufgemacht und die Erfolgstragenden neidlos begleitet. Und sie hingen an ihm als an dem Vertrauten. Von den Größten und Ersten sind unter seiner Führung, seiner fröhlichen Ermunterung, seinen sicheren Ratschlägen zur Höhe gestiegen. Dessen sind ihm die Schaffenden ebenso eingedenk wie die Genießenden. Wie selbstlos tat er Tag um Tag seine Kritikerarbeit! Er prüfte, wählte, half, lobte klug und tadelte maßvoll; sorgfältig, gütig, scharfblickend bis ins kleinste war er dabei, meistens seine eigene dichterische Produktion einschränkend deswege. Es war aber eine Ehre für einen Autor, Werk oder Buch von der Kritik Fritz Martis eingeführt zu wissen; denn man stand unter einem hellsehenden,



Fritz Marti (1866–1914). Phot. C. Ruf, Zürich.

gerechten Richter, und sein Urteil hatte geschätzte literarische Bedeutung im In- und Ausland. Seine journalistische Arbeit griff noch weiter. In seinen Feuilletonartikeln schritt er wie sein Freund J. B. Widmann über den Kreis des Literarischen hinaus. Er hatte das Bedürfnis, hin und wieder auch auf anderen Gebieten der Geister und Interessen zum Leser erzieherisch zu sprechen. Politische, soziale, vaterländische, wissenschaftliche und allgemein wissenschaftliche Dinge, die letzten Endes doch mit dem poetischen Schaffen eines Landes zusammengehen, wollte er aufklärend unter die breite Menge bringen. Sein Zutrauen in die Bildungsfähigkeit und -freudigkeit des Volkes blieb unerschütterlich groß. Seine Eigenart dabei war seine freie, aufrichtige und überzeugte Festigkeit, die nämlich zur Sache stand. Wenn man jetzt eine Sammlung seiner volkstümlichen Aufsätze beieinander hätte, man würde staunen über die Vielseitigkeit der von ihm mit offener Stirne aufgerollten Fragen. Dahinter sprühte jederzeit wie eine goldhaltende Quelle der Dichter, dem auch der feine Humor aus der Feder perlte. Denn er war eine Frohnatur, unter der er freilich nach Poetenweise das Schwermütige seiner Iyrischen Art behutsam verbarg.

Sein ausgeprägt künstlerischer Stil aber flieht durch seine Dichtungen. In den frühesten Veröffentlichungen, die er nicht umsonst unter dem Namen „Schmerzskinder“ in die Welt geschickt hat, wirkt die Bewunderung des blutjungen Erzählers für Gottfried Keller noch mit. „Wir alle haben am Anfange gefellert,“ pflegte er den allzu offenkundigen jungen Anhängern des Zürcher Heros begütigend zu sagen.

Damals aber wurde man mancherorts aufmerksam. Man traf die Spuren einer mit Eigenem ausgerüsteten dichterischen Persönlichkeit nur zu gut in ihrem knospenden Beginnen an. Das war im Jahre 1889. Und Fritz Marti war dreiundzwanzig. Sieben und acht Jahre später drang dann der strahlende Beweis des geeigneten Talentes ans Licht durch die beiden Bücher „Sonnenglauben“ und „Das Vorspiel des Lebens“*). Der Novellentitel „Sonnenglauben“ ist charakteristisch für den Menschen und Künstler Marti; er lebte selbst so sonnig und gläubig in begeisterter Arbeit wie in Freude und Kummer seines Geschickes. Sofort aber fiel auf, daß er mit der geraden Führung seines Griffels eine Meisterzeichnung schuf, von jenen, die man nicht koloriert, die allein in der klaren bewegten Linie so packend und bildhaft sein können wie ein ganzer, blendender Farbenwald. Er holte seine Gestalten aus dem heimatischen Alltag des schweizerischen Dorfes, und ohne Künstelei und gesuchten Aufwand hat er sie in die poetisch unduftete Welt hinübergestellt. So ergab sich eine Wahrheit und Klarheit der Darstellung, die ihm wohl seither in ihrer Befondertheit und überraschenden Selbstverständlichkeit seiner nachgemacht hat und die er in strenger Arbeit erwarb. Die überreifen und überschäumenden Modernsten, deren Wesen Fritz Marti trotz der Gegensätzlichkeit nicht mißverstand, dürften sie und je einen lohnenden Blick in die prunklose Anschaulichkeit seiner Bücher werfen. Ein Stück wie die Skizze „Die Stadt“ sei in diesem Sinne genannt. Es ist ein Bild aus der nackten Schattenseite des Volkes und muß dem Leser, der es in der Deutschen Rundschau vor Jahren angetroffen hat, eingezeichnet geblieben sein. Dort ist jedes Wort ein Stein im Bau. Aber auch edeln Schmuck trägt der Bau. Die bewußte Objektivität von Fritz Martis Schreibweise läßt nämlich die mitfühlende Menschlichkeit des Dichters nirgends vermissen. Von seiner Dichtung „Das Vorspiel des Lebens“ aber ist einfach zu sagen, sie ist schlechthin groß, jedes Kapitel gelang zu einem Kunstwerke.

Erst zehn Jahre später kam ein langsam ausgetragener Roman „Die Schule der Leidenschaft“, ein Buch, in dem man die episch wunderschönen Stellen, wie die Szenen im Heimatdorfe des Helden, ohne Uebertreibung — die Fritz Marti zuwider gewesen wäre — mit Keller wohl messen darf. Wiederum war es ein Stück eigenes Erleben aus den ersten Mannesjahren, da Fritz Marti wie alle echten Dichter die Sehnsucht nach dem autobiographischen Werke fortdauernd stillen mußte und da er, wie selten einer, seine gewaltigen und bescheidenen Eindrücke fruchtbar einzuheimen, zu behalten und zu verwerten wußte. So konnte es vorkommen, daß er auf der Straße plötzlich ausrief: „Dort geht ein Stück Roman vorüber!“

Für seinen einzigen bei Gebrüder Paetel in Berlin herausgekommenen Roman ist ihm Anerkennung und lobende Würdigung beschert worden, aber er selbst hatte das Gefühl, daß er sein Mächtigstes und Reifstes noch auszugeben habe. Wie ein Schatz lagerte es in seinem Innern. So schrieb er in den langen Mußestunden an seinem neuen Roman, der sein Manneswerk hätte werden müssen und können. Er wollte die ebenso zerstörende als fördernde Alleinherrschaft eines Dorftyrannen beleuchten und eine würdige Frau und Mutter mitten im Garten der Anbetung haben, das Idealbild seiner Mutter. Ein abgerundetes Kapitel daraus zu lesen, war mir durch den

Schaffenden selbst noch vergönnt. In künstlerisch zusammengefaßter Sprache, schlanke und schön wie ein Turm baute sich da ein erschütterndes Schauspiel auf. Die Muttertreue feierte darin, die es in der Weite ahnt, daß einem ihrer Söhne das Herz schwer ist, und die ein heiliges Zucken fühlt in dem Momente, in dem sich der Ferne erschossen hat. Es wird ein ewiger Verlust sein, daß diese hoffnungsreife, lebensweise Dichtarbeit, die das Schaffen von Fritz Marti golden gekrönt hätte, vom Tode abgebrochen wurde.

Weit herum regt sich jetzt die Klage um das Verlorene, und das noch schmerzdurchzitterte Erinnerungsglück über gebliebene Werke und Freundschaftsworte vermag nur wehmütig zu trösten. So ergeht es nun einer verwaisten Schar von Freunden, Kollegen, Anhängern und Schülern Fritz Martis. Ach, er konnte so geistreich und voll heißer Gedankenblitze sein und doch so köstlich naiv wie nur ein Poetenherz! Zu allen Kreisen hatte er Beziehungen und literarische Zusammengehörigkeit. Carl Spitteler, unser Erster, den Fritz Marti verehrend bewunderte, verband sich in Freundschaft mit ihm. Gegenseitig verstanden sie sich in ihrer leidenschaftlichen, leise und stolz leidenden Dichterspyche so wohl. Seiner literarisch hohen Verbindungen hat er sich nie gerühmt — er blieb einfach, wie ein Glorienschein war seine Einfachheit — sie beweisen aber, wie geschätzt er allenthalben war. Da steigt die Frage auf, warum die Zürcher Universität bei ihrem Weihfest im Frühling 1914 nicht für Fritz Marti den Titel eines Ehrendoktors bereit hatte. Er hätte die Auszeichnung, die er übrigens nie suchte, gewiß wie manche andere verdient. Denn er hat dem Lande Ruhm gebracht, und er hat ihm nur Ehre gemacht. Er hat es vorgelebt, wie aus dem armen Landbuben ein tüchtiger, angesehener Mann, ein Dichter und Journalist von ersten Tugenden wurde.

Jetzt wird die Ernte seines grausam abgerissenen Lebens in seinen Werken liegen, in seinen begabten Kindern, in den von ihm geführten Jüngern der aufgebühnten schweizerischen Literatur, in den jungen auf sein Vorbild schauenden Talenten unseres Landes. Und das ist bleibende Ehre!

Diese lückenhaften Gedächtniszellen sollten darum vor allem der Dankbarkeit dienen für seine begnadete Lebensarbeit. Es wird wohl bald dazu kommen, daß mehr, ausführlicher und aufschließender über ihn geschrieben wird. Noch ist es ja nicht lange her, daß man seine Asche in der Erde unter einer Blumenflut barg. An einem funkelnden Sonnenmorgen hat man die Urne, die soviel ungehobenes Geistesgut umschloß, in das ruhevolle Grab eines Friedhofes gebettet auf der Höhe am Waldesrand. Die grüne Welt hatte ein tiefes, herz-klopfendes Atemholen, die Lüfte zitterten, von einem weihewollen Menschenschluchzen durchwunden. Da ist es gewesen, daß man die Hülle eines Dichters bestattet hat ...

In einem seiner kurzen, aber lebhaften und geistdurchtränkten Briefe hatte Fritz Marti mir im vorletzten Lenz zugerufen: „Da wir nicht wissen, wie manchen Frühling wir noch erleben, wollen wir bei jedem die Augen recht aufstun, nicht wahr? Und auch die Tage nützen!“ Hierauf hat er nur einmal noch die Maienblüte, die er um ihrer süßen, anspornenden Reize willen so besonders gerne einatmete, kosten dürfen. Aber seine Tage hat er genützt bis zur letzten Minute hinaus. Vielerlei Zeugnisse sind dafür da. Sie stehen vor uns auf als sein Denkmal. Er aber gehört in die kleine Reihe jener ganz seltenen Heldenmenschen, in denen ein weiter, charakterfester Geist, eine lodernde Dichterseele und das gute treue Herz zusammenwohnen. Der prachtvolle Mensch! Der liebe Freund! Die Trauer um ihn blutet noch in der Stille. Aber sein Bild und sein Andenken wird heiter und unverlöschlich wie ein feines, behütetes Sternchenlicht brennend in uns bleiben bis zum eigenen Ende ...

*) Berlin, Otto Janke.

